

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 112.

Samstag, den 13. Mai 1905.

20. Jahrgang.

LOKALES

* Wiesbaden, 12. Mai 1905.

Jagd-Ausstellung.

Die Räume des Victorischen Kurpavillons haben sich in diesen Tagen in ein Jagdmuseum verwandelt. Der in internationalen Krimdtreiben nicht unbekannte Jagdliebhaber Paul Riedel hat zu Gunsten eines wohltätigen Zwecks Unterstützung von Jagdclubbeamten, die im Kampfe mit Wilderern zu Schaden gekommen sind, sich entschlossen, seine reichhaltige Sammlung von Jagdtrophäen zu öffnen. Mit Entzücken betritt man den großen Saal, dessen fopemäßiger Charakter sich vortrefflich für diese Ausstellung eignet. Zwei mächtige Kolosse, Alaska-Elöse, starrten uns mit ihren tiefen Augen entgegen und wendeten die Schnauze, diesen Prachtwerken in ihrer nordamerikanischen Heimath begegnen zu können. Welch ein herrlicher Anblick müssen diese „Biederlins“ in der Wildbahn sein, deren todtte Schönheit noch so viel gigantische Würde hat! Fast erdrückend wirkt diese Menge von Fellen und Thierköpfen auf den Besucher, die rings von den Wänden blickt. Schwach an naturgeschichtlichen Kenntnissen, wie wir Civilisationsmenschen einmal sind, lassen wir lieber die Charaktere als die lateinischen Namen, die der ausgezeichnete wissenschaftliche Katalog aufzählt, auf uns wirken. Denn die „Charaktere“ drängen sich hier wirklich dem Beobachter auf: Die edlen Wapiti-Hirsche mit ihrem herrlichen Stangengeweih, wahre Aristokraten der Thierwelt, die zarten Gazellen, die anmutigen Antilopen, dann mit breiten Schaufeln und kräftigen glatten Nasenrücken das prächtige Kaffiar-Nennhies; dazwischen ein paar Affen, die Kuchantlope mit ihrem schnippisch kurzen, biden Gebiß, der fingerhafte elegante Wasserbuck, die ehrlichen Hindviehtypen abessinischer Hüfte und die Intriganten-Physiognomie zweier Hyänen das blaue Gnu mit seinem langen Degenbart, der zottige Fennebär, der fuchsbartige indische wilde Hund, der berühmte Grizzly-Bär, der ausgespannt an der Wand alle Zuchtbarkeit verliert. Plötzlich streckt uns eine Giraffe ihren unbeschreiblich langen Hals entgegen, der kanadische Elch mit seinem ausgesprochen charakteristischen Profil und der Nilgähe, dessen kleiner Nebelbart am Hals flattert, wo bei uns die Cravatte sitzt, vervollständigen das samische Ensemble. Aber heime hätten wir den grandiosen Urwelttypus des doppelgehörnten Nashorns vermissen, dessen Stupidität nur mehr von der plebejischen Breitmäuligkeit des Nilpferdes übertrifft wird. Betrachten wir im Gegenfatz dazu noch den Morabu mit seiner tragikomischen Philosophenmiene, so müssen wir gestehen, daß wir nicht unter Menschen zu gehen brauchen, um Typen zu studieren. Man wird vielfach an das Oberländer-Album mit seinem sattem Humor erinnert. Der spezielle Jagdliebhaber und Kenner dürfte sich freilich mehr der Freunde an den seltenen Exemplaren als psychologischen Impressionen hingeben. In diesem Punkt bietet die Ausstellung wirklich hervorragendes und wäre nur zu wünschen, daß das eine oder andere dieser Stücke in hiesigen Privatbesitz übergehen möchte. Jedenfalls ist aber auch weite Kreise des Publikums der Besuch der schönen, interessanten Ausstellung (Eintritt 1 A.) warm zu empfehlen.

* Der Wein am Rhein. Aus dem Rheingau schreibt man den „Damburger Nachrichten“: Im Mai beginnen hier bekanntlich die in der ganzen Welt berühmten Weinversteigerungen, die die Aufmerksamkeit nicht nur der Sachleute und der Weinbändler, sondern aller erregen, welche in den Weinbergen den besten Theil der Poesie des Rheines erblicken und gleichzeitig den hohen wirtschaftlichen Werth des Weinbaues zu würdigen wissen, der unzweifelhaft unter allen Zweigen des Ackerbaues mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat und dem öffentlichen Interesse um so mehr empfohlen werden darf, als er thätigst trotz allem Fleiß und allen Fortschritten im Rheingau heute mehr der Ehre als des Gewinnes wegen betrieben wird. Die außerordentlichen hohen Preise, die der Rheingauer Wein in sogenannten großen Jahren erzielt, vermögen bei der Seltenheit derselben die viel häufigeren geringen und Mißernten nicht wettzumachen, und so gestaltet sich der Betrieb, der jahraus, jahrein die gleichen Opfer fordert, noch nicht einmal so einträglich, wie es derjenige der Landwirthschaft ist. Die Mehrzahl der Besitzer der größten und besten Weingüter des Gaus hat sich, wie bekannt, zu einer Vereinigung zusammengeschlossen, die jahresgemäß dafür Gewähr leistet, daß die Mitglieder nur eigenes Nachschum ferkeln und es absolut rein halten. Es sei nur beiläufig erwähnt, daß zu dieser „Vereinigung Rheingauer Weingutbesitzer“ auch die königlich preussische Domäne, die Administration des Prinzen Albrecht von Preußen in Erbach und die kaiserlich von Württembergische Domäne zu Schloß Johannisberg gehören. Eine Art Vorprobe zu den vom 15. bis zum 31. Mai währenden Weinversteigerungen, die der Aufklärung der Käufer und Liebhaber dienen soll, hatte der Vorstand der Vereinigung, Graf Angelheim, am 28. und 29. April für einige Schriftsteller veranstaltet, die als Kenner des edelsten vaterländischen Gewächses bewährt sind. Was hierbei geprüft wurde, entzammte den Gemarkungen von Rüdesheim, Geisenheim, Johannisberg, Defried, Mittelheim, Winkel, Sattenheim u. Erbach und umfachte hauptsächlich die Jahrgänge 1900–04. Man erlebte bei der Probe gewissermaßen die Witterung dieser Jahre noch einmal mit, empfand die Abhängigkeit des Winters von ihr und würdigte demgemäß die großen Unterschiede der einzelnen Jahresgewächse.

deren Werth sozusagen mit der Luedelsilberfäule steigt und fällt. Denn selbst in den besten und berühmtesten Lagen läßt sich selbstverständlich trotz bester Pflege im Berg wie im Keller, die Reife der Trauben zu wünschen übrig, wenn eben die Sonne zu wenig scheint. Auf der anderen Seite besteht gerade das Ruffige der Rheingauer Weine, die fast durchgängig aus der edelsten Rebsorte, dem Riesling, gewonnen werden, ihre edelste und unübertreffliche Besonderheit, in der ganz eigenartigen, erfrischenden und anregenden Frucht säure, die selbst den allerreifeiten, gehaltreichsten Auslesen niemals fehlt und sie dadurch bei aller Fülle süßig und wohlbekömmlich erhält. Auf die guten Jahrgänge 1900 und 1901, die sich durch Süße, Würze und seine Blume auszeichnen, sind nun zwar 1902 und 1903 mit weniger reich entwickelten Rebsorten gefolgt, deren Werth mehr in der kernigen Masse und flüchtigen, glatten Art mit zartem Duft liegt, aber in dem letzten Jahre 1904 ist ein Wein gewachsen, der wahrscheinlich den 1893er, den letzten großen Jahrgang des vorigen Jahrhunderts, übertrifft. Die den Gästen vorgeführten Auslesen offenbarten trotz ihrer Jugend und hohen Süßigkeit schon alle köstlichen Eigenschaften ihrer Rasse, eine Fülle der würzigsten Kräuter- und Blumengerüche und des mannigfaltigsten Aromas, zusammengefaßt aus den edelsten Fruchtgeschmäckern. Begründet durch eine ungewöhnlich gütige Sonne, hat die Rieslingrebe 1904 wieder einmal ihre wunderbaren Eigenschaften bewährt, in der die Vorzüge der anderen Traubensorten einheitlich zusammengeführt und bis zur Vollkommenheit gesteigert sind. Die Ergebnisse der bevorstehenden Versteigerungen werden sicherlich so günstig sein, daß dem Rheingauer Weinbau die Stärkung und Ermuthigung zu theil wird, deren er für sein Bestehen so dringend bedarf.

* Moorbäder in Langenschwalbach. Am vorigen Montag wurde, wie gemeldet, in L-Schwalbach die neue Moorbadanstalt eröffnet. In beiden Seiten des Mittelbaues, der das Vestibül und die Wartezimmer enthält, erstrecken sich die Korridore mit je 10 Badegellen. Jede dieser 20 Zellen ist in eine vom Korridor aus direkt zugängliche Kabinette und die dahinter liegende Badegelle getheilt. Die Einführung der Moorbadewannen in die Badegellen findet von einer verbedeten Wandelfahrbahn an der Hinterfront aus statt. Die Reinigungswannen werden mit kohlensaurem Wasser der Abelsheidquelle evtl. mit Süßwasser gefüllt. Wannen, Zellenwände und Fußböden sind mit Marmor, Methylacher Platten und Terrazzo verkleidet bzw. abgedeckt. Das Moor wird vom Moorshuppen aus durch ein Transportband in das obere Geschloß des Maschinenhauses zu den Moormäulen geleitet, und fällt von da in die Rühr- und Mischbottiche des Zwischengeschosses, wo es mit Mineralwasser gemischt und durch Dampf erwärmt wird. In die Wannen abgelassen, erhält der Moorbrei die genaue vom Badegast gewünschte Temperatur durch Einleiten eines Dampfstrahls in die gefüllte Wanne. Nach dem Gebrauch wird jede Wanne sofort in die hinter dem Gebäude angelegte Moorgrube ausgeschüttet, von wo der Moorschlamme während des Winters abgefahren wird. Diese Einrichtungen ermöglichen die Abgabe eines stets gleichmäßigen Moorbreies, sowie eine bequeme und genaue Bestimmung der Temperatur. Eine besonders günstige Kombination ist dadurch gegeben, daß die erfrischenden Kohlenäurebäder im Anschluß an die Moorbäder, nämlich als Reinigungsbäder, genommen werden können.

! Die Einweihungsfeier der Cranier-Gedächtniskirche in Dieblich findet am Montag, den 15. Mai statt. Das Fest wird am vorhergehenden Sonntag, Abends 8 Uhr von den Glöden der neuen Kirche eingeleitet. Die Festpredigt am Montag hält Herr Pfarrer Dr. Gerbert. Die Kirche wird zur allgemeinen Besichtigung Nachmittags von 2–6 Uhr geöffnet sein.

* Vortrag Beech. Das Auftreten des sensationellen 11-jährigen Violinvirtuosen Franz von Beech in dem großen Extrakonzerter, welches die Kurverwaltung am nächsten Dienstag im Kurhaus veranstaltet, wird wieder eine große Anziehungskraft üben und es empfiehlt sich für alle, welche die wohl so bald nicht wiederkehrende Gelegenheit benutzen wollen, einem Beech-Konzerte in Wiesbaden anzuhören, schon jetzt die Eintrittskarten zu lösen. Es sind jetzt etwa 1½ Jahre her, seitdem der Name des jungen Künstlers in aller Mund ist. Vor dem deutschen Kaiser, dem Zaren, der Königin von England, ja vor fast allen Fürstlichkeiten Europas hat der kleine Geiger seine geniale Kunst ausüben dürfen, welche ihm zuletzt noch durch Amerika den siegreichen Weg bahnte, von wo er kürzlich nach Deutschland zurückgekehrt ist. Den berühmten lebenden Meistern Joachim, d'Albert, Paderewsky, Sarasate usw. hat er vorgepielt und von allen wurde er bewundert.

* Biennenzüchterverein. Die Monatsversammlung findet nächsten Sonntag, den 14. Nachmittags 3 Uhr, im Kaiser Friedrich, unmittelbar am Bahnhof zu Schierstein statt. Vorher wird der Biennenzüchter des Herrn Hirschbach besucht. Die Abfahrt von Wiesbaden erfolgt um 2½ Uhr. Gäste sind willkommen. Der Erlös aus dem verkauften Honig soll in Schierstein an die Vereinsmitglieder abgeführt werden.

* Eine interessante Wette wurde am Stammtisch „zum alten Jris“ Restaurant Wügel, ausgefochten. Es handelte sich darum, wie groß der Durchmesser eines Schornsteines der großen Ozeandampfer des Nordb. Lloyd ist. Ein Stammgast meinte 1,20 bis 1,50 Meter, ein anderer 7–8 Meter. Nach heftiger Debatte erklärte sich ein Herr bereit, sofort bei dem Nordb. Lloyd anzufragen. Dies geschah und der Herr erhielt die prompte Antwort, daß der Durchmesser der Schornsteine der Doppelschrauben-Schnelldampfer 5 Meter beträgt! Es entspricht dies einem Inhalt von ca. 19 Quadratmetern. Auf den Quadratmeter 4 Mann gerechnet, könnten in einem solchen Schornstein 76 Personen Platz nehmen!

* Ein Prospekt über Touren in Norwegen ist von J. Bepers Touristenbureau in Bergen herausgegeben worden. Er enthält Auskünfte über die verschiedenen Routen nach Skandinavien und die empfehlenswerthe Touren in Norwegen. Zu beziehen ist er gratis von der genannten Stelle.

Tel. 3046 Photographie C. H. Schiffer, Lammstr. 4.

Zum bevorstehenden Besuche
Ihrer Majestäten
empfehle

Fahnen und Flaggen
aller Nationen,
Illuminations-Artikel und
Feuerwerk.

Wiesbadener Fahnen-Fabrik
Wilhelm Hamann
Friedrichstrasse 25.
1812

Keine Niederlage, sondern eigene
Fabrikation hier am Platze.

Kostenlos

lassen wir jeden Morgen resp. Mittag und Abend die Programme
des Hoftheaters, des Residenztheaters, der Kochbrunnen- und
Kurhausconcerte

direkt vor dem

**Hoftheater, Residenztheater, Kochbrunnen
und Kurhaus**

an die Theater- resp. Concertbesucher theilen.

Unser Gratis-Theater-Zettel, der „Wiesbadener Theater-
und Vergnügungsanzeiger“ ist mit einem Silber-Preisrathfel
und Prämiensystem D. R. G. M. Nr. 221574 D. Reichs P. A.
verbunden. Werthvoll für jedermann.

Verlag des

Wiesbadener Theater- u. Vergnügungs-Anzeiger,

Wiesbadener Verlagsanstalt, Emil Bommer.
Telephon Nr. 199.

Emaillier-Firmenschilder

liefert in jeder Größe als Spezialität

3979

Wiesbadener Emaillier-Werk, gaffe 12

PATENT
Louis Gollé, Wiesbaden, Rheinstr. 26

Möbel u. Betten gut und billig, auch Jah-
baken 907 A. Leicher, Adelsheidstr. 46.

**Turistenhemden,
weisse Trikothen**
mit farbigen Brustinsätzen,
Filet- und Netz-
Jacken, Hemden und Hosen.
Grosste Auswahl.
Billige feste Preise.

L. Schwenck,
Wiesbaden, 1413
Mühlgasse 13.

Ulmer Münster Geld-Lotterie.

Ziehung 23.–25. Mai, Haupttreffer 75,000, 40,000 Mk. u. s. w., Loose à Mk. 3.—, Liste und
Porto nach auswärts 30 Pfg. extra, empfiehlt u. versendet, auch gegen Nachn. die Glückskollekte von

Carl Cassel, Wiesbaden, Kirchgasse 40 u. Marktstr. 10. Telef. 3348. 960

Unübertroffen bequemste Paßformen

in soliden Schuhwaren von den einfachsten bis zu den feinsten Qualitäten finden Sie zu
auffallend billigen Preisen in dem unter fachmännischer Leitung stehenden

8872

Größten Schuhwarenhaus Franz Kentrup,

Michelsberg 1, nächst der Langgasse.

Großfürstl. russischer Hoflieferant.

NB. Größte Auswahl in **Confirmanden-Stiefeln.**



Nr. 112.

Samstag, den 13. Mai 1905.

20. Jahrgang

Unter fremden Leuten.

Roman in Briefen von M. Fladis.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

So, das wäre nun beinahe die ganze Vorstellung, und ich sehe Dein enttäushtes Gesicht, da ich Sidonie nicht genannt habe; mir ging das ebenso, denn im Anfang nahm ich Clementine für diese.

Sidonie ist die Schwester des Barons, ein holdseliges Wesen, das von allen fast angebetet wird, das aber irgend ein schweres Leid im Herzen tragen muß. Obgleich sie niemals von sich spricht, fühlt man das, wenn man mit ihr verkehrt. Ich denke, daß ich Dir noch oft von Fräulein von Bernheim schreiben werde.

Jetzt freilich mußt Du mich in die Zimmer der gnädigen Frau begleiten, wohin ich, wie Du weißt, nach dem Frühstück befohlen worden war.

Ich kann Dir sagen, mir schlug das Herz nicht wenig, als ich die Treppe hinabstieg und im Vorzimmer anlangte. Es war mir gerade keine Erleichterung, die schnippische Kammerjungfer Sophie dort vorzufinden, die mich mit einem halb neugierigen, halb boshaften Blick musterte, aber gerade das gab mir meine Haltung zurück und ziemlich gemessenen Tones ersuchte ich sie, mich bei der gnädigen Frau zu melden.

Nach wenigen Augenblicken schon stand ich im Frühstückszimmer und sah dort drei Personen an dem runden Tisch sitzen. — Der Baron ergriff bei meinem Eintritt eine Zeitung und schien keine Notiz von dem zu nehmen, was um ihn vorging, doch trotz meiner Befangenheit bemerkte ich recht wohl, daß ihm kein Wort entging.

Kontesse Clementine, die ich damals für Fräulein Sidonie hielt und auf die ich in diesem Augenblicke meine ganze Hoffnung gesetzt hatte, spielte mit einem Wachtelhündchen und warf mir einen fast feindlichen Blick zu, den ich nicht verstand und der mich verwirrte und verlegte. Das kalte stolze Benehmen der Frau Baronin war nun erst recht nicht dazu angethan, mich zu ermuntern; aber ich will Euch mit der Aufzählung all der Kleinigkeiten nicht beunruhigen; es waren eben die Schattenseiten meiner Stellung, doch habe ich nicht vergessen, daß es ohne Licht auch keinen Schatten geben kann und suche nun auch Lichtblicke aufzufinden.

Doch das kann ich Euch nicht vorenthalten, daß meine Stellung hier eine andere sein wird, als wir geglaubt haben. Ich weiß es jetzt, daß sie in der Erzieherin ihrer Kinder, von der sie gründliche Bildung, Kenntnisse und Talente erwarten, nur eine etwas höhere Kammerjungfer sehen und die Baronin hat sich deutlich darüber ausgesprochen, daß sie erwarte, ich würde die Grenze nicht überschreiten, die Herrschaft und „Untergebene“ (so drückte sie sich aus) trennen. Dann ließ sie sich über meine Pflichten gegen die Kinder weitläufig aus und fuhr dann fort:

Des Abends sind Sie frei und mögen sich beschäftigen, wie Sie wollen, außer an den Abenden, an denen ich Gäste erwarte. Ich wünsche, daß Sie alsdann den Theetisch besorgen, denn Frau Hille wird zu alt dazu und hat auch in der Küche zu thun; indeß

hoffe ich, daß Sie den nöthigen Takt besitzen, sich nicht zur Gesellschaft gehörig zu betrachten."

Daß ich nicht mit der Herrschaft am Tische esse, ist bei der Stellung, die mir angewiesen ist, selbstverständlich; mir ist dies sogar lieb, denn ich esse auf meinem Zimmer mit den Kindern, und da ist das eine vergnügte Zeit für die Kleinen und für mich, die ich für „die Ehre“, am herrschaftlichen Tische zu essen, nicht gern einbüßen möchte.

Endlich war „die Vorstellung“ vorüber, und nun muß ich zu meiner Schande eingestehen, daß ich auf mein Zimmer eilte, und daß meine Thränen in Strömen flossen. — Ich hoffe, Ihr werdet darüber lachen, denn ich finde es jetzt recht kindisch; aber damals war ich so tief niedergedrückt und so unglücklich, daß ich mich selbst auf diese Weise bemitleiden mußte. — Na, ich schämte mich dann auch bald, als Frau Hille eintrat und mich in tiefster Trauer fand.

„Dachte ich es doch!“ rief sie, „aber liebes Kind, darüber dürfen Sie wirklich nicht weinen! Sie haben noch niemals fremdes Brot gegessen, deshalb wissen Sie noch nicht, daß das immer Demüthigungen mit sich bringt, aber wer will sich darüber unglücklich fühlen! Denken Sie einmal nach, Fräulein Helene, und Sie werden selbst einsehen, daß man Sie gar nicht tranken wollte. Diese vornehmen Leute bedenken nur nicht, daß mancher Geringe vor unserm Herrgott besser ist als sie und daß er eben so hart empfindet. Sie vermögen nur nicht, sich in unsere Stellung zu versetzen und finden es deshalb natürlich, wenn sie, die Hochgeborenen, sich hoch über uns andere stellen; aber darüber müssen wir nur lächeln, denn wir wissen ja doch, was wir werth sind und sinken nicht tiefer durch die Ueberhebung anderer.“

Ich war neben dem Frühstückszimmer beschäftigt, die Thür war nur angelehnt und da habe ich alles mit angehört; aber nun trocknen Sie Ihre Augen und kommen Sie mit mir zu Fräulein Sidonie, das ist eine wirklich vornehme Dame, von gewinnender Herzengüte und feinstem Takt; ein Engel, wie er nur selten auf Erden weilt. Bei ihr werden Sie immer Trost und Beruhigung finden, wenn Sie derer bedürfen, obgleich sie selbst — sie stochte und sekte erst nach einer längeren Pause hinzu — „so unglücklich ist.“

Nun klärte sich auch der Irrthum auf, der mich Clementine für Sidonie hatte nehmen lassen.

Ich folgte Frau Hille. Unterwegs erzählte sie mir, daß Sidonie gerade unter mir wohne, und gestern Abend angenehm durch mein Klavierspiel überrascht worden sei. — Sie sagte mir, daß sie viele Jahre bei Sidoniens Vater Haushälterin gewesen und nur aus Liebe zu Sidonie im Hause der Schwägerin geblieben sei, denn sonst habe „das arme Kind“ niemand, der es um seiner selbstwillen liebe, denn hier im Hause begegne man ihr nur aus eigennütigen Beweggründen rücksichtsvoll, das wisse Sidonie auch recht wohl, aber sie stehe allein in der Welt und da sei doch das Haus ihres Bruders ihre natürliche Heimath.

Unter diesen Auseinandersetzungen waren wir unten angekommen. Frau Hille klopfte an die Thür und auf ein leises „Herein“ traten wir in Sidonies Zimmer.

Welch ein anderer Geist herrschte hier, als in den prunkvollen Räumen der Baronin! Mich umwehte ein so sympathischer Hauch, daß ich mich wie zu Hause fühlte, noch ehe Sidonie ein Wort gesprochen hatte.

Sie selbst, eine hohe schlanke Gestalt, im schwarzen Kleide, trat mir freundlich entgegen. Sidonie ist gewiß sehr schön gewesen und ist es eigentlich noch; aber der Ausdruck eines tiefen Seelenleidens ist von ihrer Stirn zu lesen, auf welcher nicht das Altern, sondern der Kummer seine Furchen gezogen hat. Das schöne, fast schwarze Haar ist an einigen Stellen schon leicht ergraut und ihre Augen blicken fast immer so traurig, daß man, ohne ihr Leid zu kennen, darüber weinen könnte. — In diesem Augenblicke war indeß diese Traurigkeit durch die herzlichste Freundlichkeit gemildert; sie ließ ihre Blicke lange auf mir ruhen, dann ergriff sie meine beiden Hände und sagte herzlich:

„Seien Sie mir tausendmal willkommen, doppelt noch willkommen, denn Sie sehen Ihrem Vater ähnlich; Sie müssen nämlich wissen, daß ich ihn gekannt habe und ihm viel verdanke. Seinen Tod erfuhr ich von meinem Arzte Dr. Roth, und als er mir erzählte, daß seine Tochter eine Gouvernantenstelle suche, da war ich es, die Sie meinen Geschwistern vorschlug.“

Hielten Sie mich deshalb nicht für egoistisch, denn so gerne ich die Tochter des Mannes, der mir in meinen schwersten Tagen zur Seite stand, in meiner Nähe habe, so würde ich doch auf diesen Wunsch verzichtet haben, wenn augenblicklich eine bessere Stelle für Sie zu finden gewesen wäre, denn ich weiß, Sie werden manches Herbe und Bittere hier zu ertragen haben aber Sie haben hier, was Ihnen bei anderen fehlen würde, zwei Freundinnen, auf die Sie sich stets verlassen können — meine gute Frau Hille und mich.“

Und dabei reichte sie dieser die Hand und dankte ihr, daß sie mich zu ihr geführt habe.

Frau Hille verlieh uns, und Fräulein Sidonie lud mich ein, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen. — Sie erkundigte sich nach Euch, lobte mein Klavierspiel und kam dann, wie von selbst, auf mein Verhältnis zu den Kindern, wobei sie mir manchen nützlichen Wink geben konnte. Dann nahm sie mir, ehe sie mich auf die freundlichste Weise entließ, das Versprechen ab, sie oft zu besuchen.

Als ich mein Zimmer nun wieder betrat, war ich ganz glücklich; — so schnell wechselte die Stimmung Eurer Helene, und ich bin ganz besorgt, ob dies nicht Charakterchwäche ist!

Es war Sonntag und ich sollte diesen Tag noch frei haben, aber mich zog es zu den Kindern, deshalb suchte ich sie in ihrem Zimmer auf. Sie kamen mir jauchzend entgegen und ich versprach, Nachmittags mit ihnen spazieren zu gehen.

Es sind reizende Kinder; Ida ist mein Liebling und doch ist sie nicht reich begabt, aber dafür hat sie das beste Herz und soviel Takt, wie man bei einem so jungen Kinde selten findet, freilich das richtige Tactgefühl wird nicht anerzogen, denn es ist nur die Feinheit eines guten Herzens und die ist Ida angeboren.

Hedwig lernt leicht, strengt sich aber nicht gerne an, und ist ein kleiner Wildfang, aber doch ein sehr liebenswürdiges Kind.

Der kleine Edwin wird als einziger Knabe recht verzogen und ist infolgedessen sehr eigensinnig, doch habe ich wenig mit ihm zu thun, denn zum Lernen ist er noch zu jung.

Der Spaziergang am Sonntag, so viel Vergnügen er mir und den Kindern auch bereitet hat, brachte mir einen Verweis von der Frau Baronin. Sie ließ mir durch Sophie sagen, wenn ich Sonntags spazieren gehen wollte, so solle ich das allein thun, für ihre Kinder schide es sich nicht, Sonntags auszugehen, wo aller „Jonhagel“ auf der Straße sei. — Diesmal nahm ich's schon leichter und verlor meinen guten Humor nicht; deshalb quält Euch nicht meinethwegen, denn sonst darf ich nicht Wort halten und darf Euch jeden Eindruck schildern; bedenkt nur, bis Ihr den Brief erhalten, ist aller Unmuth verflogen, und über solche Kleinigkeiten ist längst getrübt.

Helene.

September 18 ..

Dieselbe an dieselbe.

Geliebte Emma!

Also der Umzug ist jetzt überstanden, Ihr wohnt im Wittwenhause!

Wie traurig das Wort klingt, und doch ist es ein freundliches Häuschen und mir nun der tranteste Platz auf Erden, denn es birgt ja das Liebste, was ich besitze. Daß es der Mama da-
rin gefällt, freut mich sehr, und daß Du, liebe Schwester, alles

wohllich hergerichtet hast, glaube ich ohne jede Versicherung, denn ich kenne Deine geschickten Hände.

Nach Deiner Beschreibung muß ja der neue Prediger in die erste Rangklasse gehören. Kind, Kind, nimm Dein Herz in acht! und höre auf die weisen Ermahnungen Deiner um zwei Jahre älteren Schwester, die Dich vor einer unglücklichen Liebe bewahren möchte, denn hast Du je gehört, daß ein Prediger eine Stelle bekommt, ohne sich vorher mit einer Braut versorgt zu haben?

Aber jetzt sehe ich Deine krause Stirn, und höre, wie Du entrißet sagst: Du würdest Dich nicht gleich in den ersten besten Mann verlieben, — und da hast Du recht, und ich bitte, um Verzeihung für meine Rederei.

Du erwähnest in Deinem Briefe, daß Hermann von Bahren am hiesigen Gerichte angestellt worden wäre, ist das Gerücht oder Thatsache?

Ich bin jetzt vier Wochen hier, doch kommt es mir vor, als seien dies eben so viele Monate, was aber durchaus nicht sagen soll, daß ich mich unglücklich fühle, denn wenn ich auch einerseits durch den Hochmuth meiner Umgebung zu leiden habe, so entschädigt mich andererseits die Liebenswürdigkeit von Fräulein Sidonie, die fast mütterliche Sorge von Frau Hille und die Anhänglichkeit der Kinder.

Uebrigens habe ich Gelegenheit gehabt, mir selbst ein Urtheil über Sophie zu bilden, was dem von Frau Hille entspricht. Ich werde mich vor ihr hüten und ich glaube auch, daß sie sich mir so leicht nicht wieder nähern wird, da sie genugsam weiß, wie ich über sie denke.

Neulich kam sie nämlich zu mir, „um mich um meine Freundschaft zu bitten“, die sie sich durch die unverschämtesten Schmeicheleien zu erringen beflissen war. Dann ging es über die Herrschaft los. Den Baron nannte sie einen Pantoffelhelden, der seine guten Gründe habe, unterwürdig gegen die Frau Gemahlin zu sein, da es ein öffentliches Geheimniß wäre, daß er sich bei anderen Frauen besser amüfire als bei der feinigsten. Die Baronin wurde zur hochmüthigen Gans, die sich einbilde, ein Schwan zu sein, Clementine nannte sie eine herzlose Kokette und meine theure Sidonie eine sentimentale Narrin, die ihre Liebhaber in den Tod jagte und sich nachher selbst todt gräme.

Du kannst denken, daß ich das nicht so ruhig mit anhörte, denn ich war über diese Reden empört und sprach das auch — vielleicht etwas zu drastisch — aus.

Es warf mir einen giftigen Blick zu und ging. — Vielleicht war es Unklug von mir, daß ich meine Meinung so offen aussprach, denn ich sehe, daß ich mir dadurch eine Feindin erworben habe, — aber ich konnte nicht anders.

Die Kinder gewinnen dem Lernen immer mehr Freude ab. Waren sie artig, so lese ich ihnen Nachmittags nach dem Unterricht im Garten etwas vor und sie machen dabei ihre ersten Handarbeitsversuche. Zuweilen leistet uns Fräulein Sidonie dabei Gesellschaft, während die Baronin jeden Morgen während der Unterrichtsstunden kommt und oft eine Stunde lang bleibt.

Im Anfang störte mich dies ein wenig; jetzt ist das überwunden. So stolz und kalt sie sich auch gegen mich benimmt, mit meinem Unterricht scheint sie zufrieden zu sein.

Der Baron begegnet mir sehr artig und achtungsvoll, nur Comtesse Clementine steht mir feindselig gegenüber. Indes läßt sich dies mehr fühlen als begründen, denn daß sie thut, als ob sie meinen Gruß nicht bemerke, um nicht wieder grüßen zu müssen, ist doch beinahe kindisch.

Einige Stunden später.

So weit war ich gekommen, als ich abgerufen wurde; es waren Gäste da und ich sollte im Garten den Kaffeetisch besorgen.

Es war das erstmal; die Familien waren bis jetzt im Bade oder in der Sommerfrische gewesen und es war kein geselliger Verkehr bei uns.

Ich senkte ein wenig, als ich hinunterging, nahm mir aber vor, nicht empfindlich zu werden und alles von der heiteren Seite aufzufassen.

Ich kam in einem glücklichen Augenblicke, denn die Gesellschaft war im Gewächshause, um eine seltene Blume zu bewundern, nur Ida und Hedwig spielten auf der Terrasse und kamen mir jauchzend entgegengeprungen.

Ich arrangirte auf einem Nebentische die verschiedenen Kuchen und Backwaren und nahm dem Diener gerade die Kaffee-kanne ab, als ich hinter mir eine gedämpfte Stimme sagen hörte:

„O, welch ein reizendes Mädchen! Wohl eine Verwandte von Ihnen, Frau Baronin?“ worauf diese antwortete:

„Welche Idee! Sehen Sie doch genauer hin, das ist ja keine Dame aus der Gesellschaft, sondern nur die Gouvernante meiner Kinder!“

Fortsetzung folgt.

Der Erbe von zwei Milliarden.

In einer englischen Wochenschrift finden wir Mitteilungen über einen jungen, noch nicht dreißigjährigen Erben, dessen Reichtum ein so märchenhafter ist, daß schon der Gedanke daran selbst einen Krösus vor Neid könnte plagen lassen, dessen Erbe in der Tat ausreicht, um zweitausend Bettler in Millionäre zu verwandeln, ein Erbe, das mit nur drei Prozent verzinst ein Jahr reiseinkommen bringt, unter dessen goldener Last der Rücken von fünfhundert kräftigen Männern zusammenbrechen würde.

Dieser aussichtsreiche Erbe ist Johnny Rockefeller, der Sohn des berühmten amerikanischen Petroleumkönigs John D. Rockefeller, eines Mannes, der als Knabe froh war, wenn er durch Kartoffelsackchen und Kornbroschen täglich eine Mark verdienen konnte und von dem vor kurzem ein guter Bekannter behauptete: „Wenn Rockfellers Einkommen ihm in Fünfdollarnoten so schnell ausgezahlt würde, wie er es erwirbt, dann müßte er, den Tag zu acht Stunden gerechnet, jede Stunde tausend dieser Noten in Empfang nehmen.“

Als Rockfellers Erbe vor neunundzwanzig Jahren geboren wurde, betrug das Vermögen des Vaters ungefähr fünf Millionen Mark; heute gehen mäßige Schätzungen auf das vierhundertfache oder auf rund zweitausend Millionen Mark. Welche Höhe es erreicht haben wird, wenn der Petroleum-Kronprinz später den Petroleum-Thron bestiegt, entzieht sich jeder Berechnung.

Und was für ein Mann ist dieser Erbe des größten Vermögens, das je ein Mensch besessen hat? Vor sechs Jahren wurde folgendes Bild von ihm entworfen, das auch heute noch der Wahrheit entspricht: „Ein ruhiger, anspruchsloser junger Mann, mit klaren, blauen Augen, von kurzem, athletischem Körperbau, frischer, wettergebräunter Gesichtsfarbe und einfachem, gradlinigem Charakter.“ Und ein Schulkamerad sagt von ihm: „Es gibt in New York und anderswo keinen reizenderen, unverdorbenen Burschen als Johnny Rockefeller. Wer ihn nicht kennt, würde nie glauben, daß er jemals einen roten Heller zu erwarten hätte.“

Dieses glückliche Resultat verdankt der junge Rockefeller lediglich der sorgfältigen Erziehungsmethode seines Vaters, der ihn von Kindheit an den Wert der Bescheidenheit, der ersten Lebensauffassung und des Fleißes gelehrt hat, die heute seine drei Lösungsworte geworden sind.

Der Milliardär war so darauf bedacht, seinen Sohn vor allen verderblichen Einflüssen zu schützen, daß er ihn nicht auf die Hall- oder Harvard-Universität schickte, wo sonst die Söhne der amerikanischen Krösusse zu studieren pflegen, sondern für ihn die weniger reiche Brown-Universität mit ihrer Atmosphäre von strenger Arbeit wählte, wo die jungen Leute weniger Versuchungen ausgesetzt sind. Hier erntete der junge Rockefeller Ehren, erwarb sich gesunde Lebensanschauungen und zeichnete sich nebenbei in allen sportlichen Übungen aus.

Sobald er die Universität verlassen hatte, erhielt der Milliardenerbe eine Stellung in dem Bureau der Standard Oil-Company, wo er von früh bis spät für ein Wochenlohn von 60 Mk. an seinem Pulse arbeiten mußte. Er beanspruchte keinerlei Privilegien vor den anderen Angestellten. Seine Abende verbrachte er ruhig im Kreise der Familie; seine Sonntage in der Kirche und der Sonntagschule, wo er, gerade wie sein Vater, seine Mutter und seine Schwestern eine eifrige Ehelichkeit entwickelte und einer Knabenklasse vorstand, wie er auch heute noch in der Sonntagschule der Fifth Avenue Baptist Church eine Klasse leitet.

Es war niemand überraschend, daß er auch große kaufmännische Fähigkeiten entwickelte und schnell zu der verantwortungsvollen Stellung aufstiege, die er heute einnimmt. Aber er ist noch immer der gleiche einfache und unverdorben Mensch, wie in seinen Knabenjahren, als er die ersten Pfennige verdiente, indem er auf dem Lande seines Vaters in Forest Park bei Cleveland die Säune ausbessern half. Jeden Morgen steht er in der Frühe auf und macht vor dem Frühstück seinen Spazierritt im Parke. Dann begibt er sich zum Bureau Broadway Nr. 24, arbeitet dort ebenso emsig und ausdauernd, wie der geringste seiner Kommis und nach beendigtem Tagewerk geht er nach dem Hause seines Vaters in der 54. Straße, um sein einfaches Mittagmahl einzunehmen.

Allen prunkenden gesellschaftlichen Festlichkeiten bleibt er fern, er hat weder Nacht, noch Rennpferde, er raucht nicht und trinkt nicht, und seine ganze Erholung und Freude sucht und findet er in seiner Familie, in der Kirche, in Leibesübungen, in seinen Büchern und in der Musik. Das ist der Mann, der einst ein Vermögen besaß, dem gegenüber der Reichtum der meisten Fürsten verblaßt und der, wenn er will, später in der Welt eine Rolle spielen kann, die an Macht mit der mancher Monarchen wetteifert.

Diese Schilderung der englischen Zeitschrift ist ja ganz interessant, nur ist dabei übersehen, daß der junge Johnny Rockefeller nicht nur mehrere Schwestern, sondern auch zwei Brüder hat. Die große Erbschaft dürfte sich also wohl in eine Anzahl kleinere zersplittern, von denen allerdings jede für sich noch ausreicht, um die Sprößlinge Rockfellers auf einige Jahre vor Mangel zu schützen.



Kaktusschnaps. Bekanntlich dürfen den Indianern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die Weißen keinerlei Spirituosen verabfolgt werden. Die Rothhäute wissen sich aber zu helfen und brauen sich zum großen Teil ihren eigenen Schnaps. Im Territorium Arizona gewinnt zum Beispiel ein Apachenstamm ein herausschendes Getränk aus dem sogenannten Säulenkaktus, der eine Höhe von 10 bis 50 Fuß erreicht und den dortigen heißen Sandwüsten reichlich wächst. Jede Pflanze treibt mehrere kleinere oder größere Säulen, an deren Enden im Monat Dezember eine birnenförmige Frucht reift, die glänzend rot wird, aufplatzt, und innen ein saftiges, rotes Fleisch zeigt. Diese Fleischmasse gleicht ungefähr dem Erdbeergelee; ähnelt ihm auch etwas im Geschmack, ist aber nicht ganz so süß. So wie die Frucht reif wird, kommen die Indianerweiber und ihre Kinder meilenweit über das Land daher und sammeln sie in großen Körben, die sie auf den Köpfen forttragen. Trotz des langen Stanges, die sie zum Abschlagen der Früchte mitführen, müssen sie die obersten als unerreichbar sitzen lassen, die ein willkommenes Futter für die Vögel bilden, auf welche der Genug etwas beläubend wirkt, so daß sie eine Zeitlang nicht fliegen können. Die ganze Ausbeute an Früchten wird an einen gemeinsamen Platz gebracht, wo sie ausgepreßt werden. Den Saft gießt man in große irdene Behälter, fügt etwas Wasser hinzu und setzt sie in einem dunklen Zimmer mehrere Tage über ein langsam brennendes Feuer, bis die Flüssigkeit, was sich an dem sich bildenden Schaume zeigt, zum Trinken fertig ist. Von Dorf zu Dorf, von Mund zu Mund erschallt jetzt die willkommene Kunde, daß das Gebräu, welches den Namen „Tizwin“ führt, bereit ist. Alles eilt nach dem betreffenden Orte, wo nunmehr gekostet, getrunken und — natürlich auch geraucht wird; den Weibern und Kindern gestattet man nicht, an dem Gelage teilzunehmen, doch haben diese ihren Spaß auf andere Weise, indem sie auf die niedrigen Dächer der Zecherbehäufungen klettern und sich über das Treiben ihrer betrunkenen Herren weidlich amüsieren. Tag und Nacht dauert die Orgie fort, bis der Vorrat erschöpft ist. Der übermäßige Genuß des Getränkes regt die an sich schon leidenschaftliche Natur der Indianer noch mehr auf, und es kommt nicht selten vor, daß der ganze versammelte Haufen einen Kriegsschrei ausstößt, sich auf die Pommes schwingt und irgendwo einen Ueberfall verübt. Glücklicherweise wächst diese dämonische Frucht nur einmal im Jahre.

Die meiste Galanterie wird den Frauen in Spanien, Italien und Frankreich gezollt. Merkwürdigerweise richtet dagegen die Sprichweisheit dieser Länder ihre schärfsten Spitten gegen die Frauen. Das schlimmste Wort wohl, das über eine Frau gesagt werden kann, stammt aus Frankreich: „Eine Frau aus Gold ist nicht mehr wert als ein Mann aus Stroh.“ Ein anderer Franzose sagt: „Eine schöne Frau, ein schwacher Verstand!“ ein dritter wieder: „Frauen, Wind und Glid wechselfest“ und „Schwiegermutter und Schwiegertochter sind ein Sturm und Hagelwetter“. Aus Spanien stammt das böse Wort: „Wer in seinem Leben Scherereien haben will, muß ein Pferd sich kaufen oder ein Weib nehmen.“ Noch boshafter ist: „Wenn ein Mann eine Frau und ein Centesimo verliert, wird er den Centesimo vermissen“ und ein arger Sarkasmus liegt in den Aussprüchen: „Wohl gibt es viele gute Frauen, aber sie alle sind begraben“ und „Wer einen Hals beim Schwanz und eine Frau beim Worte nimmt, hat nichts.“ Das wirkliche Verhalten dieser in Sentenzen boshaften Völker ist jedoch ein ganz anderes, meist sehr ritterliches, und so darf man diese gefuchsten Witzleien nicht gerade ernst nehmen.

Die Gasthäuser haben nicht immer nur freiwillig bei ihnen Einkommende beherbergt, sondern sie dienten auch gelegentlich als Gefängnisse für angesehene Personen oder für deren Bürger. Das Mittelalter kannte den Begriff der Geiselschaft, d. h. der Verpflichtung, in einem Gasthause für solange Einlager zu nehmen, bis eine bestimmte Schuld erledigt oder die in einem Vertrage festgesetzten Verpflichtungen erfüllt worden waren. Große Herren saßen in Gasthäusern nicht selten in Untersuchungshaft, bis ihr Fall gerichtlich entschieden erschien oder sie lagen dort in Kriegsgefangenschaft. Noch 1799 beherbergte der nun verschwundene „Wilde Mann“ in Basel eine aus 14 Angehörigen des Züricher Patriates bestehende Gesellschaft, welche die helvetischen Behörden festhielten, um ihnen jedes politische Wirken zu verunmöglichen. Zwanzig Wochen, von Anfang April bis Ende August lebten die Herren auf eigene Kosten und wohl bewacht in dem damals von Heinrich Merian gehaltenen Gasthause, das zu dem angesehensten in Basel zählte. Jeder Tag kostete den Häftlingen je ein Aentaler (5 Fr. 75 Cts.), wofür zwei Mahlzeiten, das Frühstück und der Abendtee gereicht wurden. Logis, Licht, Feuerung und Bedienung scheint der Kanton Basel aus öffentlichen Mitteln bestritten zu haben.

Der Sarg des heiligen Liborius. Ehemals besaß die Dörmirke zu Paderborn die Bildnisse der zwölf Apostel aus gediegenem Golde gearbeitet und einen silbernen Sarg, welcher die Gebeine des heiligen Liborius barg. Im dreißigjährigen Kriege aber raubte Herzog Christian von Braunschweig sowohl die goldenen Apostel, wie den silbernen Sarg. Aus letzterem ließ er lauter Taler (sogenannte Liborustaler) prägen. Später legten zwei reiche westfälische Familien, v. Nieshof und v. Westphalen eine beträchtliche Summe in lauter solchen Talern zusammen und ließen dem Heiligen dafür einen neuen Sarg anfertigen.



Liebe Schwester!

Da ich weiß, daß Dein Mann am nächsten Sonntag seinen Geburtstag feiert und Du dann immer eine größere Gesellschaft gibst, so schicke ich Dir ein Festmenü, und ich denke, es wird für Dich passen. Wenn Dir irgend ein Gericht nicht zusagt, so kannst Du es ruhig weglassen, denn es sind in der Speisenfolge verschiedene Fleisch- bzw. Bratengerichte. Wir hatten:

1. Austern.
2. Suppe Malakoff.
3. Italienische Coquettes.
4. Roastbeef mit Sellerie.
5. Kleine farcierte Biskassinen.
6. Schotengemüse.
7. Gebratenes Huhn.
8. Verschiedene Kuchen.
9. Allerlei Dessert.

Bei der Suppe Malakoff kocht man eine gute Bouillon aus Rindfleisch, — etwa drei Liter für fünf Personen —, schäumt sie gut und läßt sie durch eine in heißes Wasser getauchte Serviette, rinnen. Dann stellt man sie, damit sie hübsch heiß bleibt, zur Seite des Feuers. Acht große Kartoffeln kocht man weich, reibt sie durch ein Sieb und tut sie in einen Topf. Dann läßt man eine geschnittene Zwiebel in Butter dämpfen, fügt acht Tomaten, die man halbiert und leicht durch ein Sieb gepreßt hat, um die Samen zu entfernen, dazu, schließt den Topf mit einem Deckel und stellt ihn auch zur Seite. Wenn man die Masse durchgeschlagen, tut man sie mit dem Kartoffelpüree zusammen in die Bouillon, die bis zum Aufwallen kochen muß und dann wieder heiß gestellt wird. Spinat wiegt man nach Gailenne-Met fein, tut ihn an die Suppe, der noch das nötige Salz zugegeben wird. Vor dem Anrichten wird sie noch einmal gut geschäumt, durch einen Löffel ganz frischer Butter sehr verbessert und in eine Suppenterrine gefüllt.

Etwas gute Macaroni werden in heißem Wasser gewellt, zur Seite gestellt, der Topf zugedeckt und wenn sie weich, zum Abtropfen gegeben. In kleine Stücken geschnitten, fägt man ihnen einige Scheiben roter, auch fein geschnittener Zunge bei. Das Ganze bindet man mit einer Tomatensauce, der man etwas geriebenen Käse — am besten Parmesan — beigibt. In einer Schüssel stellt man das Gericht in den Keller zum Festwerden. Wenn es die nötige Haltbarkeit hat, schneidet man eigroße Stücke der Masse, von denen man kleine Bouletten formt, die man in gebackenem Gelb- und Weißbrot wälzt, ab. Sie werden schön goldgelb gebacken, auf einen heißen Teller gelegt, mit frischer Petersilie garniert und von einer Serviette bedeckt, auf den Tisch gegeben.

Das Roastbeef mit Sellerie-Wurzen. Ein schönes Stück Rindfleisch wird sachgemäß vorbereitet; das überflüssige Fett entfernt, durchgeschritten und mit Speckstreifen sauber gepackt. Dann wird es in einen Napf gelegt, das nötige Salz, einige Zwiebelscheiben, einige Karotten, ein Büschel Suppengrün, vier oder fünf Pfefferkörner, dazugeben; zum Schluß gießt man eine viertel Flasche Weißwein darüber und läßt es 12 Stunden marinieren. Von Zeit zu Zeit muß man das Fleisch umdrehen. Dann, wenn die Zeit um ist, nimmt man es heraus, läßt es abtropfen und trocknet es sauber ab. In einen Schnellbrater kommt die nötige Butter hinein, das Fleisch wird dazu gelegt, etwas von der Marinade hineingegossen, der Topf hermetisch geschlossen und für ungefähr drei Stunden zum Kochen auf das Feuer gesetzt. Drei Sellerieköpfe werden geschält, in Viertel geschnitten und noch einmal geteilt, dann in kochendem Salzwasser abgewaschen und abgetrocknet. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten kommen sie zu dem Braten, um weich zu werden. Kurz vor Tisch schneidet man das Roastbeef, richtet es auf einer länglichen Schüssel an und garniert die unteren Enden mit der Sellerie. Der Braten-satz wird gesiebt, etwas Fleischextrakt und spanischer Pfeffer daran getan, das Gericht damit maskiert und aufgetischt.

Willst Du das Diner vereinfachen, so ge:

1. Die Suppe,
2. Italienische Coquettes,
3. Roastbeef mit Sellerie,
4. Dessert.

Gutes Gelingen!

Deine Cotte.



Jurany & Hensel's Nachf.

28 Wilhelmstraße 28

Buch- und Kunsthandlung,

(Telefon 2139)

gegründet 1843.

(Park-Hotel).

Leihbibliothek, (ca. 32 000 Bände), Journal

Lejektrel, Theatertextbücher.

8699

Vorverkauf von Theaterbillets.

Goldg. Elektr. Lichtbäder Goldg.

in Verbindung mit Thermalbädern.

Anschließend komfortabel eingerichtete Ruhezimmer.
Aerztlich empfohlen gegen Gicht, Rheumatismus, Ischias, Influenza, Fettsucht, Asthma, Neuralgien, Lähmungen, Nervosität, Frauenleiden etc.

Eigene starke Kochbrunnenquelle im Hause.

Badhaus, Ruhe- und Wartezimmer stets gut geheizt.

Telefon 3083.

Badhaus

English spoken

„Zum goldenen Ross“.

Zimmer incl. Thermalbäder von 14 Mk. an per Woche.

Pension auf Wunsch.

7039

26 Pf. 1/2 Würfel- u. Griesrassnade 26 Pf.

als Feigake zu Caffer, Thee und Cacao
Amerik. Ringäpfel, calif. Aprikosen, Birnen und Pfäumen
Türk. Zwetschen 12, 16, 20 und 30 Pf., Kirschen, gem. Obst.
Hst. Hausm. Gemüse u. Suppenzutaten, Macaroni 24 Pf.
12 Pf. Reis, Gerste, Gries, Sago, Suppentisch und Grüntern.
Gutkochende Erbsen (grün und gelb), Linsen, Bohnen.

Telef. 125. J. Schaab, Grabenstr. 3.

Lehrbuchbinder, Eier, Naben, Schwei- und Edamerkäse.

Pfefferkörner 10 St. 25 Pf., Richter Pfeffer, Edelweiß.

Große große Salzgurken 3 Pf., 10 St. 25 Pf., 100 St. 200.

Sämtl. Colonatwaren billigst. Auf Wunsch Anfrage und zugesandt. 153/271

Praktischer Wegweiser für Alle,

die Erfolge und Stellung, Wohlstand und Gesundheit erlangen wollen.

Prospekt gratis und franko

durch

789

Reinhold Fröbel, Verlagsbuchhandlung Leipzig.

Frauenarzt Dr. Alfred Haymann

wohnt jetzt

1352

Taunusstraße 37.

Telefon 429.

Neues Wiesbadener Eissgeschäft

liefert

Natur- und Kunst-Eis

im Einzelnen und Abonnements billigst.

Große Auswahl in Haushaltungs-Eisschränken

Die Inhaber:

Gust Krone, langjähriger Buchhalter der Eishandlung

S. Wenz.

Ad. Stander, langjähriger Geschäftsführer und Inhaber

der Eishandlung S. Wenz.

1390

Bureau: Friedrichstraße 47.

Telefon 743.

Telefon 743.

Stangen- u. Buschbohnen

offerieren in bester feinfähiger Ware

1350

Scheibe & Co., Wiesbaden, Friedrichstr. 46.

(Nähe der Kaserne, zwischen Kirchgasse und Schwalbacherstr.).